Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **20 (1938)**

Heft 27

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 8. Juli 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 27

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Eingabungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:
Der Heimat dienen II
Eine tapfere Frau
Was sagt die Leserin
Einiges über die gebräuchlichen Anreden

Wochenchronik

Inland.

Das in erster Linie zu nennende politische Ereignis der Woche ist die **Abstimmung** über das neue **schweizerische Strafgesetz** vom letzten Sonntag. Bei der beschämend geringen Stimmbeteiligung von 56 Prozent (das Beispiel des Nationalrates scheint Schule zu machen) wurde es mit einem Mehr von zirka 50,000 Stimmen **angenommen**. Den Ausschlag gaben die beiden Kantone Zürich und Bern mit ihren großen annehmenden Mehrheiten. Das Ueberraschende aber ist, daß die welschen Kantone entgegen aller Behauptung, sie wären geschlossen und wie ein Mann gegen das Gesetz, große annehmende Minderheiten (zusammen rund 50,000, also mehr als der Gesamt-Ja-Stimmenüberschuß) aufwiesen, daß andererseits aber auch verschiedene Kantone der deutschen Schweiz, um nur St. Gallen zu nennen, das Gesetz verwarfen. Von einem Gegensatz zwischen Deutsch und Welsch, dem berühmten „Graben", kann also keine Rede sein. Höchstens von einem solchen zwischen einem extremen und gemäßigten Föderalismus.

Zugleich mit der eidgenössischen Abstimmung haben auch zahlreiche **kantonale Abstimmungen** stattgefunden, so in den Kantonen Bern, Zürich, Solothurn (u. a. über ein Trinkerfürsorgegesetz), Baselland, Wallis usw. Sämtliche Vorlagen erhalten einhellige Annahme.

In der Frage der **Finanzreform** ist der Bundesrat nach wiederholten Besprechungen zur Auffassung gekommen, daß das bestehende Notrecht auf weitere drei Jahre verlängert werden sollte, um genügend Zeit für eine definitive Regelung zu finden (welche Auffassung bei den Sozialdemokraten aber bereits lebhaftem Widerspruch rief). Ferner beschloß er, eine gesonderte selbständige Vorlage über die Wehrsteuer zu erstellen, um die neuen erforderlichen Auslagen für die Landesverteidigung sofort decken zu können.

In Sachen der **Verlängerung** des **deutsch-schweizerischen Verrechnungsabkommens** und des Einbezugs Oesterreichs in das Abkommen gelang es im letzten Moment, zu einer Einigung zu kommen, nachdem man schon mit einem vertragslosen Zustand gerechnet hatte. Für den Warenverkehr mit dem ehemaligen Oesterreich ist nun für eine Uebergangszeit eine Sonderregelung getroffen worden, dagegen finden alle übrigen Abmachungen mit Deutschland, wie Reise- und Kapitalverkehr, nunmehr auch Anwendung auf Oesterreich.

Die Sozialdemokraten von **Baselstadt** beschlossen auf ihrem kürzlichen kantonalen Parteitag die Lancierung einer Initiative für ein **Verbot der nationalsozialistischen** und ähnlicher staatsgefährlicher von Ausländern gebildeten **Organisationen** und ihrer Pressezeugnisse für das **Gebiet des Kantons Baselstadt.**

Bekanntlich haben National- und Ständerat den vom Bundesrat beantragten **Kredit** für die **Darstellung** unseres **Wehrwesens** an der **Landesausstellung** weitgehend beschnitten. In Militärkreisen herrscht darüber Enttäuschung, und auch die große Ausstellungskommission, die letzte Woche tagte, hofft, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen sei und doch noch Mittel und Wege gefunden werden, unsere Landesverteidigung zu einer würdigen Darstellung zu bringen.

Ausland.

Graf Ciano hatte in den letzten Tagen verschiedentlich Besprechungen mit dem britischen Botschafter in Rom, aus denen sich ergab, daß Rom doch nicht so intransigent (wie es zuerst hieß) das Chamberlain'sche Ersuchen um Einwirkung auf General Franco zur Abstellung der das englische Kabinett nachgerade gefährdenden **Bombardierung** der **britischen Schiffahrt** ablehnte. Ciano war bereits in der Lage, gewisse Zugeständnisse Francos nahmhaft zu machen. Der britische Premier seinerseits verteidigte seine Spanienpolitik in einer kürzlichen Rede in Ketterding. Seine oberste Pflicht sei, das Möglichste zu tun, um eine Wiederholung des großen Krieges zu vermeiden. Unterdessen ist der britische Agent in Burgos mit der Antwort auf die britischen Proteste in London eingetroffen. Franco macht nun den Vorschlag auf Schaffung eines eigentlichen neutralen Hafens — Almeria — den alle dem legitimen Warenaustausch dienenden Schiffe anlaufen könnten und erklärt sich bereit, das Seinige zu einer Verständigung betreffend den Luftkrieg beizutragen.

Mittlerweile hat auch das große **Nichteinmischungskomitee,** in dem 27 Länder vertreten sind, einen wesentlichen Schritt zur Lösung der spanischen Frage getan. Es hat in einer Vollsitzung vom letzten Dienstag dem britischen Plan auf Rückzug der Freiwilligen, wie er nun aus den ein volles Jahr dauernden Besprechungen hervorgegangen ist, endlich einhellig zugestimmt. Und schon ist der Plan den beiden spanischen Regierungen zur Vernehmlassung vorgelegt. Die Genugtuung über das mit so vieler Mühe endlich Erreichte ist natürlich allseitig groß, trotzdem gibt man sich keinen Illusionen darüber hin, daß nun etwa schon alles gewonnen wäre.

In der **Sandschakfrage** kam es zwischen Frankreich und der Türkei nicht nur zu einem Ausgleich, sondern sogar zu einem eigentlichen Freundschaftsvertrag. Darnach gewährleisten die beiden Staaten gemeinsam die Integrität und innere und äußere Sicherheit des Sandschaks, wie sie auch die Polizeigewalt — allerdings in gegenseitiger Abgrenzung — gemeinsam ausüben. Darüber hinaus nun verpflichten sich die beiden Mächte in keine Entente einzutreten, die gegen eine von ihnen gerichtet wäre. Ihr Hauptbestreben ist die Konsolidierung des Gleichgewichts und Friedens im östlichen Mittelmeer. Bonnet wird nächsten Herbst in eigener Person nach Ankara kommen, um den neuen Freundschaftsvertrag feierlich zu unterzeichnen. Es ist in diesem Zusammenhang übrigens von Interesse, daß sich auch England in vermehrtem Maße — zur Kompensation des deutschen Einflusses — für den Balkan und die Türkei interessiert. Eben hat das britische Unterhaus eine große Anleihe an die Türkei genehmigt und die Regierung einen Kabinettsausschuß bestellt, um die Frage einer finanziellen und wirtschaftlichen Hilfe Englands an die Balkanstaaten zu prüfen.

Im ehemaligen **Oesterreich** scheint über die neue Lage nicht allseitige Begeisterung zu herrschen. Man hörte in der letzten Zeit allerhand über tiefgreifende Unzufriedenheiten mit dem neuen Regime. Gauleiter Bürkel hat in einer Rede vor der „bösen verleumderischen" Auslandspresse die Sache richtig gestellt. Scharf wird gegenwärtig auch gegen ein übles Denunziantentum und gegen fehlbare Kommissare vorgegangen, von denen 12 verhaftet und ins Konzentrationslager geschickt wurden.

In der **Tschechoslowakei** nehmen die Verhandlungen um das Nationalitätenstatut ihren wenn auch langsamen und mit viel Schwierigkeiten verbundenen Fortgang. Dieser Tage wurde in Prag das große Sokolfest, das Fest der körperlichen Ertüchtigung der tschechoslowakischen Jugend, gefeiert. Die Staaten der Kleinen Entente entsandten hiezu Militärmissionen, um damit die enge Solidarität mit der Tschechoslowakei zu bekunden.

Letzten Mittwoch ist in **Evian** am Genfersee auf Initiative der Vereinigten Staaten eine von 27 Ländern darunter auch nord- und südamerikanischen, beschickte große **Regierungskonferenz** zusammengetreten, um zu versuchen, durch internationale Zusammenarbeit den **politischen Flüchtlingen** und namentlich den **Juden,** vor allem denjenigen aus Deutschland und Oesterreich, wirksame Hilfe zu leisten durch Förderung der Auswanderung und Neuansiedelung.

Flüchtlinge warten auf Hilfe

Wer von uns kann ermessen, mit welcher Angst, mit welcher Hoffnung Hunderte, nein Tausende den Verhandlungen im Geiste folgen, die in diesen Tagen in Evian begonnen haben. Auf Anregung des Präsidenten Roosevelt der Vereinigten Staaten wurde diese internationale

Flüchtlingskonferenz

einberufen. Seit 6. Juli sind die Vertreter vieler Länder am Genfersee versammelt, ihnen ist anvertraut, Mittel und Wege zu suchen, die Leid und Verzweiflung Ungezählter mildern und schließlich überwinden sollen. Wird es gelingen?

Niemand von uns, niemand von denen, die dort tagen, kann es ganz ermessen, was das heißt: staatenlos sein. Wir haben unser Dach überm Kopf, wenn wir hungern, wissen wir, daß wir Essen finden; wir kennen die Stätte, an der wir des Abends uns zur Ruhe betten. Einen wie den andern Tag kennen wir diese unsere Geborgenheit. Und wir haben mehr: wir leben in den Bindungen des Familienlebens, in allen den vielfachen Beziehungen des Volkslebens, wir haben Boden unter den Füßen — und sei er noch so karg — und wir schauen zum Himmel auf aus der Geborgenheit unserer Stuben und Häuser.

Und ein weiteres, so wichtiges: wir haben einen Paß, der uns bescheinigt, daß wir ein Vaterland haben, daß wir einer großen Gemeinschaft verpflichtet, aber auch durch sie geschützt sind.

Was bedeutet ein Paß dem Seßhaften? Gleich einem Heimatschein ist er ein amtliches Papier, das man nicht verlieren soll, das man bei Reisen oder als Identitätsausweis ab und zu braucht. Nun ja, und sollte man das Mißgeschick haben, ihn zu verlieren, so kostet es Verweis und Geld und Ungemach, aber der Schaden kann wieder gut gemacht werden.

Für die Geflüchteten, für die Verstoßenen ist der Paß das nötigste im Leben, nötiger noch als Speise und Geld. Denn ohne Ausweispapier ist heute ein Mensch vogelfrei, er darf nicht wohnen, nirgends arbeiten, nirgends sein. Er muß Gesetze übertreten, gleichsam ein „Verbrecher" werden, denn, wenn nicht irgendeine Regelung ihn rettet, so ist er, wo er sich auch aufhalte, ein Verfemter. An unseren Landesgrenzen und anderswo spielen sich Tragödien ab. Richter müssen Menschen, die früher ihr geregeltes Leben hatten und nun Vaganten sein müssen, zu Gefängnis verurteilen — es gibt manche Richter, die sich schwer bedrückt ob solcher Aufgabe fühlen. — „Ein Mensch ohne Paß ist kein Mensch und hat nicht das Recht zu existieren", schreibt die schwedische Journalistin Ellen Hörup und schildert die Lage eines Menschen, der nirgends eine Aufenthaltsbewilligung bekam: „Verweigert man ihm die Aufenthaltserlaubnis, so muß er das Land verlassen, selbst wenn er auf Grund seines ihm gewährten Flüchtlingspasses das Recht hat, in diesem gleichen Lande zu zirkulieren. Um aus einem Lande herauszugehen, muß er notwendigerweise in ein anderes Land hinein, — was wieder davon abhängt, ob dieses andere Land, wie es in dem Uebereinkommen heißt, geneigt ist, ihm zuzulassen und ihm das Visum zu erteilen. Auf diese Weise kann der Flüchtlinge in die groteske Situation kommen, daß er einzig und allein die Erlaubnis hat, in ein Land zu reisen, in dem er nicht bleiben darf, und daß ihm alle anderen Länder die Erlaubnis sowohl zur Einreise als auch zum Aufenthalt verweigern.

Und dann beginnen gewöhnlich die Polizisten zweier, meist durchaus befreundeter Länder, miteinander Versteck zu spielen. In aller Heimlichkeit setzt die Polizei des einen Landes den Flüchtling nachts über die Grenze, und eben so heimlich bringt die Polizei des andern Landes ihn wieder zurück. Bis schließlich das Opfer selbst dieses grausame Spiel mit einer Verzweiflungstat beendet; wie z. B. jener Flüchtling, der so oft über eine Grenzbrücke geschmuggelt wurde, daß er sich mitten auf die Brücke setzte, um endlich in Frieden gelassen zu werden. Und da niemand sich um ihn kümmerte, ließ er sich nach zwei Tagen und Nächten Hungers und Kälte in den Fluß gleiten...."

Den Tausenden von Menschen, die als Emigranten aus Deutschland und nun auch aus Oesterreich fort mußten und den Ungezählten, die noch im Lande sind, aber — da ihnen jede Existenz dort verunmöglicht wird — auswandern müssen, sollte der Weg gebahnt werden. Der Engländer James Mac Donald, vom Völkerbundsrat 1933 als Oberkommissär für Flüchtlingsfragen mit der Aufgabe vorbereitender Arbeit betraut, legte Ende 1935 sein Mandat nieder, in einem offenen Brief, der damals durch unsere Presse ging, seine Ohnmacht darlegend, die ihren Grund zum Teil wiederum im Mangel an Helferwillen und Hilfsmöglichkeit von Seiten der in Frage kommenden Völker hatte. Der Brief — wir folgen wieder Ellen Hörup — schließt mit einer offenen Verurteilung der Tendenzen, die „Verzweiflung und Leid in den Ländern, die an Deutschland grenzen, und ein noch schrecklicheres Elend innerhalb der deutschen Grenzen selbst" schaffen... „Wenn die Innenpolitik eines Landes Hunderttausende menschlicher Wesen mit Entwürdigung und dem Elend des Exils bedroht, müssen Erwägungen diplomatischer Korrektheit vor solchen allgemeiner Menschlichkeit zurücktreten."

„Das war der Erste", berichtet E. Hörup weiter „der gegen die Behandlung der deutschen Flüchtlinge demonstrierte. Er blieb nicht der letzte. Hat nun solch eine Demonstration je eine Wirkung? Kann man die erste zwischenstaatliche Asylrechtskonferenz vom Juli 1936 als das Resultat der Demission Mac Donalds betrachten? Wahrscheinlich ja."

Diese Konferenz konnte die enormen Schwierigkeiten nicht beheben. Wird es die jetzige können? Es heißt, die amerikanische Delegation werde ein Arbeitsprogramm nach Evian mitbringen mit folgenden Punkten: 1. Untersuchung über die Einwanderungsmöglichkeiten für die deutschen und österreichischen Emigranten; 2. Austausch von Informationen unter den einzelnen Regierungen über die Rechtslage in den verschiedenen Staaten mit Hinblick auf die Unterbringung der Emigranten, ohne Intervention der Konferenz in die innere Gesetzgebung; 3. Diskussion der Einwanderungsquoten; 4. Prüfung der Paß- und Ausweisfragen; 5. Finanzierungsmöglichkeiten; 6. Einsetzung einer Kom-

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nötig sei;
Doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.

Goethe.

Der Fakir

Novelle von Gabrielle Betz.

Drakon war wieder einmal im Lande. Er hatte sich angezeigt mit einem exotischen Käfer unter Glas und der Hülle seines Cooks-Billetts, von über dem Ozean bis hierher zu uns, in die Stadt am See. Er war noch ebenso mager wie früher, bedeutend runzliger und fast weißköpfig. Er hatte noch immer sein pfiffiges Schwedengesicht mit den weichen Augen, die nicht dazu paßten; er sah noch immer aus wie ein Hafenarbeiter oder wie ein Majordomus, d. h. sehr verwegen oder sehr fein, je nach seiner Kleidung — und war doch immer etwas ganz anderes, etwas höchst Eigenständiges, Unverständliches, Ueberraschendes und Unheimliches, für den jedenfalls, der nicht aus menschlichem Instinkt heraus, ohne weiteres seinen ruhigen und guten Blick erkannte und ihm Vertrauen schenkte.

Gleichzeitig mit Drakon war auch ein Zirkus angekommen und hatte sich auf dem gewohnten, freien Platz eingerichtet, der Eigentum der Stadt und ein zu teurer Bauplatz war; der im Winter zwecks Schlittschuhlaufens unter Wasser gesetzt wurde und meistens erst dann, wenn sich der reine Frost schon in glitschiges Tauwetter zu verwandeln anschickte; auf dem Kunstgewerbe- und Hunde-Ausstellungen in leichtgefügten Baracken untergebracht wurden, die so wunderbar nach frischem Holz rochen. Auf diesem Platz, der seit unserer Kinderzeit jedem Zirkus seinen unwirschen Grashwuchs zum Opfer gebracht hatte, schlug auch dieser seine Zelte auf und kündigte auf großen Plakatwänden, die sich rings um das Areal herumzogen, in standhaften, altvertrauten Farbenschilbereien die **kunstreichen Wunder an, die er zu bieten gewillt war, nebst Aufzählung seiner streitbaren Kräfte an Mensch und Vieh,** alles zusammengefaßt in unermüdlichen Wiederholungen unter dem schönen abenteuerlichen Namen „Farwest".

Ob Drakon und „Farwest" zusammen hierher gekommen waren, das heißt, ob eine Verbindung zwischen ihnen bestand, das weiß niemand. Sicher ist, daß in Drakons Nähe immer ein Zirkus stand oder der Proportion halber besser umgekehrt: wo ein Zirkus sich zusammenfügte, da stand auf dem weich getretenen, lehmigen Erdreich Drakons lose, zähe Figur zwischen grünen Wagen, Zeltwänden und Käfigen, besichtigend, handanlegend, plaudernd, kurz: zugehörig und vertraut.

Um acht Uhr war große Eröffnungs- und Galavorstellung; vom Besten das Beste: freigebig sollten gleich beim ersten Male alle Matadoren preisgegeben werden. Rechts und links vom Zelteingang die beiden Kassen: weißgestrichene Mäbelwagen, hinmeßblau beschrieben mit „Farwest". Dort drängte sich das Publikum auf schräg gelegten Planken, die leise schwankten und zu einem geöffneten Fenster führten, wo eine Artistin, farbig wie eine Holzpuppe, die Billette aushändigte.

Dort auch stand zwischen schwarzen Gestalten, ebenfalls schwarz und festlich angetan Drakon und erstritt sich eine Loge. Der Abend war noch hell, aber glanzlos, denn die Sonne war untergegangen. Ein heftiger Südwind fegte Sägemehl, goldene Blätter, Raubtierbeize und „Rigoletto"-Arien in Wirbeln vor sich her. Die Mäntel und Röcke der Herren auf dem schwankenden Steg flatterten; alle Hände waren klammernd an die Hüte gehoben. Schwarze Schleierwolken verschoben sich pfeifschnell und unaufhörlich auf den verglimmenden Goldgründen des westlichen Himmels. Der Sommer verlor sich an diesem Abend schmerzlich anberührt, leidenschaftlich und verwegen an den Herbst.

Vor dem Zeltvorhang standen livrierte Zirkusmenschen, Stallknechte und Artisten. Diese Leute sehen nicht aus, wie wir aussehen, wie unsere Fuhrknechte, Briefträger oder Straßenkehrer aussehen, und so verschieden sie untereinander sein mochten, gemeinsam war ihren Gesichtern etwas Direktes, Aufgedecktes. Sie sahen aus, wenn man den Vergleich richtig verstehen will, wie Romanfiguren. Ihnen allen nämlich fehlte jene Patina, mit der auch noch die verlöcherte Konvention eine Gesamtheit von Menschen anstreicht und damit den Einzelnen vermischt. So stand z. B. am Zeltvorhang der „Träumerische" und hielt mit vergessener Hand die eine Hälfte des abgewetzten Tuches für das Publikum schlaff zur Seite. Ihm gegenüber straffte die „Tätige" den andern Zipfel und wehrte noch mit der zweiten Hand neugierisges Gesindel grob aus dem Weg. Der „Schwierige", der das Leben abfingert, hielt klebriges Zuckerzeug feil, der „Betrügerische" verkaufte Programme und unablässig klimperte seine Hand mit kleiner Münze in der Hosentasche, ohne je zum Vorschein zu kommen. Ein zunziger Zwerg schnupperte mit platter Nase, die den Damen gerade bis an den Gürtel reichte, die Luft, in der nur Beine sich bewegten, und ein dummer Riese trug einen armdicken Eisenbarren auf den Schultern lächelnd vorüber.

„Er wird ihn heute Abend wie eine Wachskerze vor unsern Augen biegen" — sagte Drakon und damit traten wir durch einen zweiten Vorhang in das Innere des Zeltes: In der Mitte: der große mit seinem gelben Sand bestreute, reine, leere Kreis; ringsherum eine dichte Menschentreppe bis hoch hinauf, wo das Gerippe des Zeltes sich zur Wölbung schließt, an der die mondkalten Bogenlampen kämmelten, nebst einem Gewirr von Strickleitern und Eisentonnen. Auf einer Estrade eine gold-rot-blaue schmetternde Gruppe blies übermütige Freude in die Menge.

Wir wurden an der niederen, rotgepolsterten Brüstung entlang um den halben Kreis der Arena herumgeführt bis zum gegenüberliegenden Vorhang, der kleiner war und geschlossen in roten Falten hing. Von dort würden die Künstler auftreten. Wir setzten uns in den ersten kleinen Verschlag: Loge eins, auf zwei Wackelstühle, die kaum Platz nebeneinander hatten. Eine Zirkusloge bietet die Vorteile direkter Mitteilung mitten ins Gesicht sowohl des aufspritzenden, gelben Sandes von stiebenden Hufen samt allem Gedüft der vierfüßigen Artisten — aber auch den nahen Anblick farbiger Raubtieraugen samt röchelndem Gähnen und heiser-rauhem Brüllen aus rosafeuchten, prachtvollen Rachen.

Sieben, weiße, rotgesäumte Pferde mit wehendem Schweif und Lockenmähnen, von einem distinguierten Herrn mit langen, sanften Peitschenarabesken zu einem kreisenden Rad angetrieben, eröffneten die Vorstellung. Ihnen folgten Akrobaten und Radkünstler, Reifchen mit kleinem Tirolerhut auf dem linken Ohr; wollige Shetland-Ponies; Hunde die wie Bälle durch Bänderreifen fliegen; ein ganzes Himalaya-Gebirge, von sechs felsgrauen, ungeheuren Elefanten mit weichen, riesigen Gelenken und pendelndem Rüssel. Sie führen unaufgefordert und geistesabwesend alberne Kunststückchen mit lächerlichen Gegenständen aus und bleiben dennoch, wer sie sind: schlafende Ur-Riesen, wunderbare Geschöpfe aus einer Zeit, da die Natur sich aus überschüssiger Kraft barock auslebte. Nicht zu vergessen die herrlichen Masken der fauchenden Tigerkatzen; die Clowns mit den weißen, unheimlich leeren Gesichtern, die ewig unnütz und immer zu spät an aller Wirklichkeit vorbei stets nur um die Geschehnisse herumkugeln; zweifarbige Jockeys, die auf breiten, rastlosen Pferderücken hinauf- und hinunterschnellen, als wären sie mit Gummibändern daran befestigt; sechs kleine Japaner, die bunte Papierstreifen durch die Lüfte flat-

mission für die weitere Behandlung der Flüchtlingsfragen.

Diskussion, Prüfung, und schließlich Einsetzung einer Kommission. Wir begreifen, daß mehr in solcher Tagung noch nicht möglich ist. Nur Anbahnung von weiterem Tun können sie bringen im besten Falle. Werden dort Menschen sein, wird dort auch nur Einer sein, der wie seinerzeit großen Ausmaßes schuf durch die Kraft seiner Persönlichkeit, die höchste Arbeitsenergie verband mit echter Menschenliebe?

Warum im Frauenblatt von diesen Fragen schreiben? „Die Welt schreit nach der Frau!" schrieb Kürzlich H. Hanselmann an dieser Stelle. Die Welt schreit nach Frieden, der verzweifelnde Flüchtling schreit um Hilfe. Wir Frauen müssen dies wissen und mit uns tragen. Wir wissen, die Einzelne kann wenig tun. Was ist ein Wort des Mitgefühls, wo man sich doch ob seiner Ratlosigkeit schämen muß und nur im besten Falle Freundlichkeit, Mitleid und kleine Wegzehrung geben kann? Wir wissen auch, daß die Schweiz wenig tun kann. Sie ist überbevölkert und hat gegen Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Wir können und müssen es verstehen, daß unser kleines Land dauerndes Asyl nur für Vereinzelte sein kann. Aber ist nicht dieses Wissen um das Versagen, dieses uns auferlegte Umgehen des Gebotes der Nächstenliebe uns auch ein Anruf?

Es ist schön und nötig, für die Idee des Friedens einzustehen; es ist eine Frauenaufgabe für jede Einzelne, im eigensten Familienkreise für die Verwirklichung friedlichen Lebens durch Beispiel und Einfluß zu wirken. Aber auch das ist Friedensdienst, daß man das Problem der Staatenlosen als „ein Problem" empfinde. Sie sind nicht irgendwo weit weg, draußen in der Welt, sie stehen an unseren Grenzen, vor unseren Gerichten, sie durchschwimmen bei Martinsbruck unter Lebensgefahr den Inn und verbergen sich in den Grenzwäldern am Jura. Und wenn ihnen nicht geholfen wird, so werden viele von denen, die nicht den Mut oder die Resignation zum Selbstmord haben, notgedrungen zu Asozialen, zu Schädlingen. Die Völker helfen sich selbst, wenn sie ihnen helfen. Möchte die Konferenz in Evian den Grundstein zu einer wirklichen Hilfe legen: E. B.

Der Heimat dienen

II.

Im Wettbewerb „Zur geistigen Landesverteidigung" sandte uns eine Hausangestellte die folgenden Anregungen. „Ich bin zwar nicht geübt in solchen Sachen zu schreiben, aber ich hoffe, meine Vorschläge können doch etwas nützen", schrieb sie. Uns freut, daß sie ihre Vorschläge nicht nur ausgedacht, sondern auch niedergeschrieben hat.

Sie schreibt:

1. Wenn sich eine ausländische Familie in der Schweiz einbürgert, sollten nicht nur die männlichen Mitglieder derselben, wie es in der „Neuen Zürcher Zeitung" steht, sich durch einen Lehrkurs ausweisen, daß sie mit Schweizer Geschichte, Art und Gesinnung vertraut sind, sondern auch die Frauen. Frl. Dr. Müesch hat geschrieben, daß manche deutsche Mütter ihren Söhnen, auch wenn sie hier eingeheiratet sind, die Liebe zu Deutschland einprägen. — Eine Mutter, welche die Schweiz weder liebt, noch richtig kennt — und den Dialekt auch nach Jahren nicht sprechen kann, wird kaum ihre Kinder in schweizerischem Sinne erziehen können. Wenn aber der Satz wahr ist, — der sagt: Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland — so muß auch die Vaterlandsliebe im Elternhause gepflegt werden. — Ich denke aber, daß jede ausländische Frau, welcher es Ernst ist mit dem Schweizerin-Werden, sich auch die Mühe geben wird, über die Schweiz etwas zu lernen — und vor allem auch lernen wird, unseren Dialekt zu sprechen. — Die Frauen brauchten ja weniger Theorie zu lernen und könnten dafür mehr praktischen Dienst leisten. Sie soll auf alle Fälle ihr Schweizertum auch selber verdienen — und nicht bloß durch den Ehevertrag erheiraten — und es auf keinen Fall um Geld kaufen, wie das bei den Scheinehen oft der Fall ist. — Wer nicht ehrlich und aus gutem Willen Schweizerin werden will, sondern bloß, um sich Vorteile zu verschaffen, sollte nicht zugelassen werden.

2. Könnten wir Frauen eine Sammlung von Büchern und Zeitschriften machen zuhanden der Schweizerin Deutschland und für ihre Kinder, die geistig vom Heimatlande ganz abgeschnitten sind.

3. Wer irgendwie vermag, möge sich überlegen, ob er nicht ein Schweizerkind aus dem Ausland in die Ferien zu sich nehmen könnte, besonders, wenn es erholungsbedürftig ist, oder der Schweizerhilfe für Auslandskinder sonstwie behilflich sein kann.

Interessiert Sie sda?

Der schweiz. freiwillige Arbeitsdienst

In den 5 Jahren seines Bestehens, von 1933—1937, wurden **340 Arbeitslager** durchgeführt.

16,000 jugendliche Arbeitslose

haben dort 950,000 Arbeitstage verlebt.

Die Gesamtkosten betrugen 5,4 Millionen Franken, von denen 75% die Oeffentlichkeit deckte.

Ferner haben in 56 Arbeitslagern

rund 3000 ältere Arbeitslose

190,000 Arbeitstage verlebt; die Gesamtkosten betrugen 870,000 Franken.

4. Unsere ostschweizerische Stickerei leidet Not, weil die Schweizerinnen — zu wenig Stickereiwäsche tragen. — Wir müssen, wenn wir es können, auch hier an unsere Industrie denken, umso mehr als man jetzt sehr schöne Sachen macht. — Ueberhaupt haben wir Frauen als Einzelne den Einkauf in den Händen, wie in den großen Geschäften der Einkäufer.

Bei unseren Einkäufen müssen wir darauf bedacht sein, Schweizerware vorzuziehen und nicht einfach gedankenlos ausländische Produkte nehmen, wo bei gleicher Preislage und Qualität auch Schweizerprodukte existieren. Diese sind vielleicht mindestens ebenso gut wie die fremden, haben aber weniger gute Reklame. Die einzelne Einkäuferin kann nicht sehr viel ausmachen, aber Hunderttausende sind eine Macht, mit welcher die größte Importfirma rechnen muß.

5. Die Schweizer Hausfrauen sollten mehr Schweizer Hausangestellte anstellen. Wir stehen den Ausländerinnen in nichts nach und können dasselbe leisten.

Es sollten aber auch mehr Mädchen aus ehrsamen Schweizerfamilien sich dem Hausdienst widmen. Es ist ein schöner und ehrenvoller Beruf. Ich übe ihn gerne aus.

6. Die Schweiz ist eine Demokratie, aber viele Schweizerinnen sind sehr hochmütig und behandeln die einfacheren Leute von oben herab. Wir sollten aber alle mehr Zusammengehörigkeitsgefühl haben und auch beweisen, uns auch weniger scheiden nach Klassen und Konfessionen. Wir haben alle einen Herrgott und ein Vaterland. Wer sein Brot ehrlich verdient, ist ein Ehrenmensch. Man soll ihn darnach behandeln. Die Leute, die Bildung haben, sollen mit dem guten Beispiel vorangehen.

7. Wir dürfen nicht schimpfen über das liebe Vaterland, auch wenn uns der Steuerzettel nicht gefällt. Wir wollen es lieb haben von ganzem Herzen — und auch in Gegenwart der Ausländer dazu stehen. Wo wir können, versuchen wir der Streitsucht zwischen den Männern zu wehren, dem Frieden zu dienen und Gegensätze zu überbrücken. — Wir wollen, daß es später einmal heißt: Die Stauffacherinnen von 1938 haben ihr Vaterland nicht im Stiche gelassen.

M. K. St. Gallen.

Eine tapfere Frau

Manche Menschen werden bekannt und berühmt um ihrer politischen oder kriegerischen Taten, manche um ihrer geistigen Leistungen willen oder um ihrer Kunstwerke. Seltener wird in das Licht der Oeffentlichkeit gerückt, wenn Menschen im Vielerlei des Alltags ganz besonders tapfer und tatkräftig sind, noch weniger, wenn sie in aller Stille um einer Ueberzeugung willen große Opfer bringen.

Sofie Frick-Jeanrenaud

aus dem Val Travers steht vor uns als eine solch tapfere Gestalt.* Sie war Landwirtstochter und hatte, dem Wunsche ihrer Eltern nachkommend, einen Bauern geheiratet, der seiner jungen, intelligenten und geistig regsamen Frau keinerlei Anregung für Geist und Seele brachte. Das Haupteinkommen aus ihrer harten landwirtschaftlichen Arbeit bestand, wie auch das aller Nachbarn, aus dem Ertrag der Absinth-Pflanze. Kein Wunder, daß Trunksucht schwere Verheerungen in der Bevölkerung anrichtete. — In den 70er Jahren hat Pfarrer Arnold Bovet, ein Vorkämpfer des Abstinenzgedankens, auch in ihrem Dorf Cornaux gegen den mörderischen Absinth gesprochen. Daraufhin war es der jungen Frau klar geworden, daß sie die Grundlage ihrer materiellen Existenz ändern müsse, daß sie nicht länger vom Absinth-pflanzen leben wolle. —

„Den Absinth sollten sie lassen? War der Mann verrückt?" — „Wer sollte einen Anfang machen, wer?" fragten die Besonnenen. Man lebte doch vom Absinth. Sie, Sofie Frick, wollte den Anfang machen und ihre Pflanzen aus dem Erdreich reißen, und wenn sie hungern müßte. Sie wollte nicht mehr mitschuldig sein am Jammer unglücklicher Mütter und schwächlicher Kinder. Im Innersten erschüttert ging sie aus der Kirche in ihr Haus zurück.

Am andern Morgen trat sie vor den Schwiegervater, mit dem sie die Felder gemeinsam bearbeitete. „Vater," sagte sie, „ich werde keinen Absinth mehr bauen; es ist Sünde." Da lachte der Alte laut und häßlich. „Du bist verrückt im Hirn geworden!" schrie er; „verrückt bist du!" —

„Vater," bat sie, „ich will jede Arbeit tun, die du von mir verlangst; aber die Absinthpflanzen muß ich aus meinen Aeckern reißen!" Der Alte war wütend; der Pfarrer gestern abend mußte seiner Schwiegertochter den Kopf verdreht haben. Nie in seinem Leben würde er diesen Unsinn zugeben; aus dem Erbe seiner Ahnen hatte sie die fruchtbaren Felder bekommen, die sie nährten, und jetzt kam sie ihm mit solch einem Begehren. Drei Kinder hatte sie großzuziehen und wollte sich selber die Einnahmequelle verstopfen. Daraus würde nichts. — Derb schlug die Bauernfaust auf den Tisch, und Sofie Frick mußte weitermachen wie seither, ein Jahr ums andere.

Erst als die Augen des Alten und seiner Frau sich geschlossen hatten, bekam sie ein Recht über ihren Besitz. Sie wartete keinen Tag mehr zu. Sie lief auf ihre Aecker vors Dorf hinaus und riß vor den entsetzten Augen der Nachbarsfrauen ihre ganzen Pflanzen aus dem Boden. Eine ernste, heilige Entschlossenheit lag auf dem Gesicht der siebenundvierzigjährigen Frau. Was sie jetzt tat, war eine Tat des Glaubens...

Frau Frick begann dann junge Mädchen als Pensionärinnen aufzunehmen und fand so ihre weitere Lebensaufgabe als Leiterin eines aufblühenden Instituts, das später von ihrer Tochter weitergeführt wurde.

* Das kleine, anspruchslose Büchlein „Eine tapfere Frau" von Elisabeth Oehler-Heimerdinger, Verlag Heinrich Majer, Basel, erzählt das Schicksal dieser Frau. Ihm haben wir die obigen Zeilen entnommen.

Was sagt die Leserin?

I.

Die vielen Einsenderinnen von Antworten auf den Anruf

An die Frau

mögen der Redaktion verzeihen, wenn sie nicht alle Zuschriften abdrucken und manche nur gekürzt erscheinen lassen kann. Es ist begreiflich und zeigt die Verwandtschaft der Gesinnungen, daß oft ähnliche Gedanken geäußert werden. Zu viel der Wiederholung sollte vermieden werden; wir bemühen uns aber, unseren Lesern Kenntnis von recht viel verschiedenartigen Meinungen zu geben. So heißt es z. B. in der Zuschrift einer überzeugten Gegnerin der Vivisektion:

„Daß eine gute Beeinflussung mit Dauererfolg auf das ganze Weltgeschehen nur aus göttlicher Führung maßgebend sein kann, steht außer allem Zweifel.

4000 verschiedene Religionen — die Sekten inbegriffen — werden zurzeit gezählt, und an jede einzelne dieser Bestrebungen haben sich Millionen von Menschen angegliedert und ihr Heil davon erhofft. Was hat man nicht alles vom Christentum mit seiner Erlösung erwartet? Das Resultat?! —

In einem kürzlich gehaltenen Radiovortrag: „Was ist Religion?" (von G. D., aus Bern) wurde die Frage aufgeworfen: „Ist es denkbar, daß 4000 Religionen in eine einzige verschmelzbar sind?" Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Es ist die Religion der „Allverbundenheit." Von allen Seiten vernehmen wir heute diesen Ruf, auch in den Werken von Albert Schweitzer hören wir ihn in den Worten „Ehrfurcht vor dem Leben", welche als die höchste ethische Forderung an uns bezeichnet wird.

Enthält etwa die Lehre von Jesus Christus die „Allverbundenheit" nicht? Oder fehlt nicht vielmehr ihrer Interpretation jene Mütterlichkeit, jene Fraulichkeit, von der sich Herr Prof. Dr. Hanselmann in seinem Aufruf „An die Frau" soviel verspricht. Muß nicht die tiefste, allerheiligste Mütterlichkeit, sobald sie sich mit diesen Dingen befaßt, sich dagegen sträuben, daß die Liebe und das Erbarmen nur für den Menschen Gültigkeit haben soll, daneben aber die ganze übrige Kreatur von Fleisch und Blut mit Schmerz- und Glücksgefühl wie wir, leer ausgehen soll?

Hat nicht das Wort „Ehrfurcht vor dem Leben" eine ungeheure Bedeutung auch in negativem Sinne?! Das Buch „Die unbekannten Brüder" von Julie Schlosser und das Buch „1000 Aerzte gegen die Vivisektion" von Ludwig Fliegel geben erschreckende Auskunft über dieses Thema.

Tiefste, allerheiligste Mütterlichkeit wird keine Ruhe finden, bis auch das Wehrlose von der menschlichen Gewalt und Grausamkeit erlöst ist. Wir hoffen umsonst auf Erlösung, wenn der Mensch nicht selbst gewillt ist, diese auch denen zukommen zu lassen, die auf uns angewiesen sind. Jede Schuld rächt sich auf Erden, auch unsere Tierschuld macht hier keine Ausnahme.

Darum bringt Eure Mütterlichkeit auch jenen „Wehrlosen" entgegen, die ohne menschliches Erbarmen jeder Scheußlichkeit preisgegeben sind. Vorläufig ändert das am Weltgeschehen freilich nicht viel, indirekt aber sichert es ein Kulturniveau, das den dauernden Sieg feiern kann."

Frau G.-T.

II.

Eine andere Leserin schreibt:

„Tag für Tag müssen wir Zeuge sein von Unrecht und Grausamkeit, die schönsten Freuden werden bitter, und die Arbeit erscheint sinnlos. Wohl wirken wir in unseren Familien, ein Heer von Frauen arbeitet in mancherlei Betrieben, wir helfen, wo wir um Not wissen, wir sorgen, daß der Menschen Geist gebildet werde und daß jedes gesunde und kranke Wesen Pflege und Betreuung erhalte. Aber dieses Wollen muß sich vereinen zu einer gewaltigen Kraft, die endlich den Kampf aufnimmt gegen Krieg und Ungerechtigkeit, gegen die Vergötterung der Macht.

Wir Frauen müssen uns besinnen auf das Beste und Mächtigste in uns, auf die wahre Mütterlichkeit, die stärker ist als das Schwert. Wir dürfen nicht sagen, es nütze doch alles nichts, man müsse das Schicksal walten lassen. Wir kämpfen nicht um Macht und Ehre, aber wir können doch nicht zu Grunde gehen lassen, was wir selber geschaffen. Viele der besten Männer werden uns helfen.

Und so wie in einer Familie die Zusammenarbeit von Mann und Frau sinnvoll und segensreich ist, so sollte sie es auch in der Völkerfamilie sein können. F.-M.

„Prof. Hanselmann glaubt", so heißt es in einer andern Zuschrift, „daß die Frau im einzelnen Mannesleben ihre Aufgabe von Uranfang an gelöst habe. Ist dem wirklich so? Müßte sich dann die Frucht dieser richtigen Beziehung nicht auch im öffentlichen Leben auswirken? Ist es

---

tern ließen und mit weißen Porzellantellern, die sie auf Bambusstäbchen kreiselten, einen ganzen Seerosenteich auf schwankender Wasserfläche vorzauberten.

Drakon sprach nichts. Er war von den Vorgängen völlig in Anspruch genommen und vergaß nicht zu applaudieren. Als die Japaner mit dem Blumenspiel und Bänderschwingen zu Ende waren, hockten sie sich auf den Boden und, die Beine derart auf dem Rücken verschränkend, daß die Füße rechts und links vom Halse herausragten, machten sie sich zur Kugel, die sich selber rollt.

„Merkwürdig, daß die Kunststücke dieser orientalischen Menschen niemals häßlich, das heißt, in irgendeiner Weise unlebendig sind! Auch die Gegenstände, deren sie sich dabei bedienen: Papierstreifen, Bambusstäbchen, weiße Teller, silberne Kugeln sind einfach und schön. Nie habe ich gesehen, daß ein orientalischer Akrobat sich komplizierter Maschinerien bediente wie unsere Leute, die mit zerlegbaren Fahrrädern, Leitergebäuden aus Nickelstangen mit Vorliebe hantieren."

„Bei ihnen ist das Kunststück noch Dienst — Gottesdienst, wenn Du willst. Jedenfalls Dienst mit höheren und sehr strengen Gesetzen. Vergiß nicht, daß sie vor und in den Tempeln spielen. Sie haben einen Gott, eine Art Dionysos, den sie als Menschenkugel darstellen, wie es eben diese Japaner gezeigt haben. Es ist sehr fraglich, was stärker ist bei diesen Menschen, sie selber, d. h. ihre Privatperson, oder der Dienst, den sie zusagen in höherem Auftrag verrichten. Wenn es darauf ankäme..."

In diesem Augenblick trat aus dem roten Vorhang eine krapvante und ob ihres düsteren Ernstes schreckliche Gestalt. Es war ein Mongole in blutroter, langer Seidenjacke, dem ein Zopf wie eine Kobra aus dem schwarzen Lackhaar, das seinen schmalen, gelben Schädel in zwei Hälften teilte, über den Rücken herabringelte. Während ein zweiter Mongole in dienender Haltung allerlei Waffen, krumme Säbel und Dolche, ein mit gräßlichen Nägeln besetztes Brett und eine sprossenlose hölzerne Leiter herbeitrug, stand der Rote unbeweglich abwartend, ohne einen Blick ins Publikum. Im Gegenteil hielt er seine schmalen, finsteren Augen sekundenlang geschlossen.

„Verschränken? wandte ich mich an meinen Begleiter und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Drakon sich in sonderbarer Erregung befand. Er war aus seiner gleichgültig behaglichen Stellung herausgefahren und streckte sich sogar etwas über den Logenkasten heraus. Jetzt wickelte der Mongole seinen Zopf zu einem Knoten zusammen, und ich wiederholte meine Frage: „Hat er gebetet?"

„Der Dienst..." antwortete Drakon, und nach dem, was vorher gesprochen worden, verstand ich einigermaßen, was er damit sagen wollte. Uebrigens nahm die Vorstellung jetzt meine ganze Aufmerksamkeit gefangen, und obgleich die Geschichte, die ich noch am selben Abend erfahren sollte und die ich nach langer Zeit an dieser Stelle erzählen möchte, nicht von dem unheimlichen Menschen handelt, der soeben aufgetreten war, so möchte ich doch versuchen, sein Tun und Wesen deutlich zu machen. Denn es könnte ebenso gut seine Geschichte sein, und wenn überhaupt ein Mensch, so glaube ich, vermöchte er allein uns Führer zu sein in jener Rätselwelt, wo auch die eisgrauen Elefanten, die grandiosen Tiermasken, die tanzenden Teller auf den Bambusstäbchen und der im Rausch kugelnde Dionysos ihre Heimat haben.

Der Mongole war jetzt in die Mitte der Arena getreten, und aus einem Bündel Werg, den sein Gehilfe ihm hinreichte, ein Büschel rupfend, stopfte er es, sich nach allen Seiten zeigend in den Mund. Dann begann er den Atem aus aufgeblähtem Brustkasten fauchend auszustoßen, und alsbald schossen lange, blaue Stichflammen aus seinem Schlund hervor, und Rauch, der aus Nase und Rachen quoll, hüllte seinen Kopf in Wolken ein. Nachdem er sattsam Feuer gespien — was ihm übrigens ganz ausgezeichnet stand —, ergriff er die krummsäbel, einen nach dem andern, und hieb mit jedem einzelnen von ihnen dünne Blättchen weißen Papiers in der Luft entzwei, womit er dem Publikum die unheimliche Schärfe seiner Waffen andeuten wollte. Alsdann wurden die Säbel in kleinen Abständen auf ein Brett, das zu diesem Zwecke mit Kerben versehen war, also gelegt, daß die Schneide nach oben zu liegen kam, worauf der Fakir seine rote Jacke fallen ließ und sich mit nacktem Oberleib auf das trauliche Lager streckte, selbstverständlich ohne die geringste Verletzung davon zu tragen; desgleichen benutzte er die Säbel als Sprossen für die unvollständige Leiter und kletterte mit bloßen Füßen behend daran auf- und abwärts.

Ich weiß wohl, daß solche Stückchen sozusagen das ABC eines richtigen Fakirs ausmachen; daß wir alle schon davon gehört und fast alle ähnliches schon mit eigenen Augen gesehen haben. Aber nicht was der Fakir tat, war so faszinierend und atemraubend, sondern wie er es tat, nämlich: eilig, unbesonnen, wie aufgezogen, gleichsam unter dem Antrieb eines andern Willen als dem seinigen. Auch fehlte seinem Tun jede Spur von Selbstgefälligkeit, jedes Kokettieren mit dem Publikum, dem er sich stets nur nach Beendigung einer Einzelnummer zuwandte, es gleichsam zum Beifall auffordernd, den er nur als Zeichen aufzufassen schien fortzufahren. Es wäre auch ganz falsch, das, was er ausführte mit „schwer" oder „leicht" zu bezeichnen. Für ihn war es zweifellos leicht, da er das eine erlernt hatte, was für uns Menschen von heute jedenfalls und in unserer heutigen Welt schlechthin unmöglich und niemals erlernbar ist, nämlich: bloßes Werkzeug zu sein und Dienst zu tun.

„Jetzt gib acht" — flüsterte Drakon halb zu sich selber. Ich sah, wie auf einer Staffelei ein dickes, meterlanges, quadratisches Holzbrett aufgestellt wurde. Der zweite Mongole reichte dem Fakir sechs kurze Dolche und stellte sich dann also vor das Brett, daß sein Haupt darauf zu ruhen schien. Der Fakir stand ganz in unserer Nähe. Er wog, ohne es anzusehen das Messerbündel in der einen Hand auf und nieder, wobei er wie zu Beginn seines Auftretens die Augen nach oben verdrehte und sekundenlang schloß. Das Trompetengeschmetter hörte jählings auf, plötzlich war atemlose Stille.

Drakon hatte die Hände, die auf der Logenbrüstung lagen, so fest ineinandergepreßt, daß es knackte und die Knöchel weiß hervortraten. Sein Atem ging laut, wie aus zugeschnürter Kehle.

In diesem Augenblicke zischte das erste Messer mit trockenem, hartem Klopfen dicht neben der sinken Schläfe des Gehilfen in das Holzbrett, und ohne eines Atemzuges Pause, folgten die andern fünf — kurz aufklopfend wie dürre Knochen an eine Bretterwand. Der Kopf des zweiten Mongolen war in engster Umzirkung von einem blitzenden Klingengitter eingeschlossen; das sechste Messer hatte das Holz in dem zarten Winkel zwischen Kiefer und Hals getroffen.

Mit dem ohrenbetäubenden Tusch, der jetzt einsetzte, dem Prasselregen von Händeklatschen und surrenden Stimmen fiel eine Wand vor die Welt, die einen Augenblick lang offen und im Innersten fremd dagelegen hatte. Ich sah Drakon mit weißen Lippen aufstehen, zum zweiten Male umschritten wir den Halbkreis der Arena und fanden uns plötzlich in der mondfahlen Nacht, in der der Wind seufzte. Wir setzten mechanisch unsere Schritte, ohne ein Wort zu sprechen. Immer noch eilten die Wolken, jetzt vor der

nicht vielmehr so, daß auch die Liebe der Frau oft unrichtig ist? Haben wir Frauen es nicht hundertfach erfahren, daß wir mit der Liebe allein wohl ausgleichen, aber niemals neuschaffen können? Ausgleichen genügt nicht, dann bleibt im Grunde doch alles beim Alten. Ist in diesem Falle das Vertrauen in die Frau eine Utopie? Nein, gewiß nicht! Gott hat uns als Trägerinnen von neuem Leben geschaffen. In der Mutter erlebten wir einst alle die ganze Welt. Darum zieht uns auch eine geheime Sehnsucht zurück zu ihr, bis wir fähig sind, in uns selber die ganze Welt zu erleben. Wir haben diese Sehnsucht unrichtig verstanden, sind beim Menschlich-Vergänglichen stehen geblieben und haben uns vor der Tiefe gefürchtet, die auch das Höchste birgt. Die Menschen haben die heiligsten Schöpferkräfte mißbraucht und vergeudet oder verdrängt und dadurch lahmgelegt, denn sie haben vergessen, daß dieselben Kräfte, die das leibliche Kind schaffen auch berufen sind, den Menschen umzuwandeln, den neuen Menschen in ihnen gleichsam zu gebären. Selbstverständlich wird die Frau immer Frau und der Mann immer Mann bleiben, aber die Frau ist nur dann ganz Frau, wenn in ihr auch das Gesetz, die Wahrheit, Platz haben; wie der Mann nur dann ganz Mann sein kann, wenn in ihm auch die Liebe wohnt." M. P.

III.

Und schließlich lesen wir die folgende beherzigenswerte Betrachtung:

Auch eine Antwort.

Prof. Heinrich Hanselmann richtet „an die Frau" und zwar an die möglichst weibliche Frau einen Appell, daß sie gegen Kriegsgeist und Rüstungswahn der Männer ihren Einfluß geltend mache und den Geist der Nächstenliebe an die Stelle des Gewaltsgeistes setze. Wäre es auch nur, um Gleichgültige aufzurütteln, verdiente sein Ruf es, durch den Landessender verbreitet zu werden, damit ihn alle, Männer und Frauen, diesseits und jenseits der Grenze hören. Sein Aufruf richtet sich an das unmittelbare Bedürfnis der Frauen, dem Leben Ehrfurcht entgegen zu bringen, dem Leben in allen Phasen, im Werden, Sein und Vergehen.

Wie manche andere Frau bin ich Prof. Hanselmann dafür dankbar, daß er überhaupt an die Frauen gelangt ist, glaube aber, daß seine allzu vereinfachte Art, die Frage darzustellen, nicht den Kern der Sache trifft. „Die Frau", an die Hanselmann seinen Ruf um Rettung richtet, ist das Wunschbild eines Mannes. Er wendet sich nicht an die sehr verschiedenartigen Frauen, wie sie uns im Leben begegnen, und die alle in ihrer Art ganz Frau sind. Für das Fühlen eines Mannes mag die konkrete Wirklichkeit nicht immer tröstlich sein, aber sie ist doch jedem Wunschbild überlegen, schon darum, weil sie die Wirklichkeit ist und somit viel reicher an Möglichkeiten als jedes Wunschbild. Hanselmann erwartet von der Frau, die „nur" Frau ist, daß sie schon rein aus dem Fühlen das Verhältnis der Menschen zueinander neu gestaltet. Gerade das scheint mir verfänglich. Als 21jähriges Mädchen habe ich im Weltkrieg bereits erlebt, wie bei den Frauen beides aus dem Fühlen kommt: entfesselter Haß und überwindende Liebe. Naturhaft empfindende Frauen, Mütter von Söhnen im Kriege, habe ich in Deutschland aufjubeln sehen, wenn ein wohlgelungener Bombenangriff auf Paris gemeldet wurde. „Die Frauen in Frankreich sollen unsere Rache fühlen!" — Rache wofür? — fragte ich. Niemand verstand mich. Damals habe ich aber in Deutschland auch den Schmerz eines vornehm fühlenden Mädchens gesehen. Sie pflegte französische Kriegsgefangene in Nürnberg. Am Tage, nachdem ihr der Tod ihres einzigen Bruders gemeldet worden war, legte sie einen Blumenstrauß auf das ungeschmückte Grab eines in der Gefangenschaft verstorbenen französischen Offiziers. „Er glich sehr meinem Bruder. Wir hatten so schöne Gespräche. Warum mußte gerade er unser Feind sein?" — Das Mädchen, das so gehandelt hat, war von starkem Bildungsdrang erfüllt und wollte von mir, der Schweizerin, Klarheit über die Zusammenhänge erfahren: „Ihr Neutralen könntet wenigstens helfen, Klarheit in den Dingen zu schaffen. Bei uns ist es unmöglich. Alles ist von Leidenschaften vergiftet. — Sorgt für mehr Licht!"

„Wirken Sie für den Frieden, wie Sie nur können", sagte mir eine andere deutsche Frau vor meiner Rückkehr in die Heimat.

Mehr Klarheit! Mehr Licht! Dieses Wort ist mir geblieben. Nur kann ich nicht glauben, daß dieses Licht allein aus dem Gefühl kommt. Auch das Kriegsrüsten der Männer stammt nicht einseitig aus dem Verstand, sondern bei den Angreiferstaaten aus dem Egoismus des Machtwillens, bei den bedrohten Staaten aus der Angst. Diesen Machtwillen beten viele Frauen leider so blindlings wie die Männer an. Je primitiver und erotisch gebundener eine Frau fühlt, desto mehr zieht sie im Manne den Krieger vor, desto lieber gibt sie sich dazu her, „Spielzeug des Kriegers" zu sein, wie Nietzsche sagte. Darum zieht jene Art Frauen den uniformierten Mann dem Zivilisten vor. — Triebhafte Gefühlsmenschen sind dem Machtkultus überhaupt mehr ausgeliefert als jene, die denken.

Für uns Menschen von 1938 ist Klarheit aus geistigem Erfassen der Dinge nötig. Da die blinde Rache so gut wie die verzeihende Liebe aus dem Gefühl kommt, müssen wir das Fühlen zuerst läutern und veredeln. Das kommt aber auch bei uns Frauen nicht von selber. Erst ein durch Denken geläutertes Fühlen bringt uns dem Ziele näher. Nächstenliebe und Menschlichkeit fangen dort an, wo das triebhafte Fühlen aufhört.

Sobald wir aber in der größeren Volksgemeinschaft versuchen, dieser Gesinnung entsprechend zu wirken, werden wir gerade deshalb von Männerseite oft brutal und verständnislos angegriffen. „Das Schicksal des Volkes geht Dich nichts an! Geh zu Deinem Flickkorb!" — Je schlechter das Gewissen der Angreifer ist, desto verletzender die Attacke. — Geht es uns nichts an? Können die Frauen von Teruel, Guernica, Alicante und Granollers auch noch gemächlich hinter dem Nähkorb sitzen? — Widerspruch auf Widerspruch bei den dialektisch logisch denkenden Männern. Immer wieder wird der Frau zugemutet, Werkzeug für das zu sein, was der Mann im gegebenen Augenblick von ihr will. Daß sie sich dafür hergibt, anstatt ihr eigenes Gewissen und ihr eigenes Leben auszugestalten, ist der unverzeihliche Fehler so vieler Frauen — mit und ohne Stimmrecht. Haben wir erst die Selbstbesinnung, dann können wir unserer vornehmen Bestimmung dienen. Wo anfangen? — Wo Menschenliebe betätigen? Vorläufig im eigenen kleinen Wirkungskreis. Bereits in unserer engen Heimat gibt es Richtungen, die sich bitter befehden. Oft kommt es zu heftigen, ja tätlichen Auseinandersetzungen. Hier im kleinen, dort im großen. Also versuchen wir es, aufgereizte Gemüter zu besänftigen, anstatt aufzustacheln. Stellen wir uns vor, wenn die Frauen der Sudetendeutschen,, die der Tschechen, der Japaner, die Frauen beider Spanien dasselbe täten? — Versuchen wir bei einem Menschen nicht zuerst zu fragen: Welcher Partei hängst du an? Welches ist die Farbe, das Symbol, dem du dich verschworst? Mit welcher Gebärde grüßest Du? — sondern den Menschen.

Bemühen wir uns, weder Amazonen, noch „Spielzeug des Kriegers" zu sein, sondern Menschen in des Wortes vornehmer Bedeutung.

E. N.

Einiges über die gebräuchlichen Anreden

Nachdem das für und wider der Anreden Frau und Fräulein uns hier des längeren beschäftigt hat, wird eine Notiz noch interessieren, die zur Entwicklungsgeschichte dieser Anreden einiges andeutet. Sie weist zudem auf die Tatsache hin, daß wo kameradschaftliche Nebeneinanderstellung der Geschlechter für eine Gesellschaftsordnung grundsätzlich anerkannt ist, auch diese Formen ändern. Red.

Die Sitte, bei der Anrede weiblicher Personen ihren Zivilstand anzugeben, erklärt sich aus den gesellschaftlichen Verhältnissen und Ansichten, die früher vorherrschend waren und die auch jetzt noch, trotz manchen tiefgehenden Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur, sich zum Teil erhalten haben.

Im deutschen Sprachgebrauch wurde die männliche Person nicht als „Mann soundso" angeredet, sondern als „Herr", d. h. der Gebieter, die selbständige Persönlichkeit. Diese Unabhängegkeit wurde den weiblichen Personen nicht zuerkannt. Die Hauptbestimmung des weiblichen Wesens war, eine Gefährtin des Mannes, seine Frau zu werden, ihm, der im Beruf stand, das Leben zu erleichtern und zu verschönern und die mit ihm gezeugten Kinder zur Welt zu bringen und aufzuziehen. Diejenigen, die ledig blieben, erfüllten ihre Bestimmung nicht und gelangten daher auch nie zur Reife; sie blieben für immer „Fräulein", d. h. kleine unvollkommene Frauen.

Die Franzosen sind galanter: die Anrede „Madame" (vom lateinischen Wort „domina", Herrin) ist ursprünglich sogar mehr als „Monsieur" (vom lateinischen Wort „Senior", älter). Die Italiener und die Engländer bringen in ihren Anreden die Gleichwertigkeit der Geschlechter zum Ausdruck: „Signor, Signora, Signorina; Mister, Mistreß, Miß. Der Unterschied in der Anrede der verheirateten und der ledigen weiblichen Personen besteht jedoch auch in den drei zuletzt erwähnten Sprachen. Als einzige hatte die englische Sprache eine besondere Anrede für junge männliche Personen: „Master" (mit dem Vornamen).

Nur die russische Sprache machte keinen Unterschied zwischen den verheirateten und ledigen weiblichen Wesen: die offizielle Anrede für beide war „Herrin", entsprechend der Anrede „Herr". So wurden z. B. Schülerinnen oberer Gymnasialklassen von den Lehrern als „Herrin soundso" angesprochen. Bei nicht offiziellen Beziehungen wurden männliche und weibliche Personen nicht mit dem Familiennamen, sondern mit dem Vornamen angeredet, zu dem noch der Name des Vaters hinzugefügt wurde mit der Endung „witsch" für die ersten und „wna" für die zweiten, z. B. Iwan Petrowisch, Anna Petrowna. Diese Einheitlichkeit in der Anrede weist darauf hin, daß die Frau schon im zaristischen Rußland — allerdings nicht in den grauen Volksmassen, sondern in der von der Bildung erfaßten Schichten — als dem Manne gleichwertig angesehen wurde und zwar ohne Rücksicht auf ihren Zivilstand. Die Anreden „Herr" und „Herrin" verschwanden nach der Revolution, gebraucht werden jetzt die Anreden „Bürger" und „Bürgerin" für Nicht-Kommunisten und „Towarischtsch" (Genosse, Kamerad) für Kommunisten beiderlei Geschlechtes. Die weibliche Form von „Towarischtsch" ist nicht gebräuchlich.

Die sozialistische Bewegung räumte auch in Westeuropa mit den veralteten Formen der Anrede, wohlverstanden nur in ihren Reihen. Die Mitglieder der sozialistischen Organisationen nennen sich „Genosse" und „Genossin" oder — in den Gewerkschaften — „Kollege" und „Kollegin". Auf den Zivilstand der Angeredeten wird dabei gar nicht hingewiesen.

Würde unsere bürgerliche Gesellschaft sich den veränderten Verhältnissen anpassen und würde sie zum Ausdruck bringen wollen, daß die Männer keine Herscherrechte besitzen; daß die Frauen jetzt ebenso gut wie die Männer selbständige Menschen sein können mit Aufgaben nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Familie, und daß ihr Zivilstand, wie der des Mannes ihre Privatangelegenheit darstellt, — so würden die Anreden „Herr", „Frau" und „Fräulein" als veraltet und sinnlos fallen gelassen und durch neue sinnvollere ersetzt werden.

N. Oe.

Variationen zum Thema

Zur Zeit der Aussprache über „die Anrede Frau" wurden uns auch kleine Anekdoten, wirklich erlebte, berichtet. Auch da ist zu sehen, daß „Volkes Stimme" für zweierlei Ansicht Ausdruck gibt.

Eine Lehrerin erzählt:

„Ich schickte ein zehnjähriges Mädchen mit einem Bericht zu einem ältern Fräulein und gab dem Kinde einige Anweisungen in Höflichkeit. „Du sollst anklopfen und sagen: Guten Tag Fräulein E...." worauf die Kleine halb erstaunt, halb entrüstet ausrief: „Was, nun soll ich zu dieser sagen Fräulein? da wäre Frau sicher auch gut genug!"

Von anderer Seite aber heißt es:

„Es war vor vielen Jahren. Ich weilte mit einer Freundin, die ein Jahr jünger war als ich, an einem Winterkurort und wir nahmen Schlittschuhstunden. Einmal stritten wir uns etwas darum, wer zuerst Stunde haben dürfte. Ich hätte das Recht dazu gehabt, aber meine Bekannte sagte ganz ruhig: „Ich komme zuerst, Verheiratete haben immer den Vorrang vor den Ledigen." J.

Kommentar unnötig.

Neuer Angelsächsischer Brauch?

Als weiteren Beitrag zum Thema „Anrede der Frau" sendet uns eine Leserin aus London die folgende Notiz, für England ein erstes mal im politischen Leben bestätigend, was in den Vereinigten Staaten die Arbeitsministerin Miß Perkins durchführt (vergl. in No. 25 „Von der Internat. Arbeitskonferenz"). Auch dies ist ein Weg, die Bezeichnung des Zivilstandes nicht mehr in der Anrede zum Ausdruck zu bringen. — Die Notiz aus „Evening Standard" meldet:

Dr. Edith Summerskill, das kürzlich ins Parlament gewählte sozialistische Unterhausmitglied, hat dem Parlamentsbureau ein Problem zu lösen aufgegeben. Sie ist die Gattin von Dr. Jeffrey Samuel und müßte als Frau Samuel oder Dr. Samuel eingetragen werden, aber sie hatte, schon vor ihrer Wahl, sich dafür entschieden, in ihrem sozialen und politischen Wirken ihren Mädchennamen beizubehalten.

Schon im Wahlkampf hieß sie Dr. Edith Summerskill. Bei ihrem ersten Vortrag im Parlament wurde sie als Dr. Summerskill erwähnt und in den parlamentarischen Akten ist sie zu Miß Summerskill geworden. Als erste der verheirateten Parlamentarierinnen behält sie nun ihren Mädchennamen- und Titel bei.

Das Recht auf Arbeit

Die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen.

Wie wir kürzlich meldeten, hat der Regierungsrat des Kantons Zürich verzichtet, ein Gesetz zu schaffen, das sich gegen die Ehefrau als Doppelverdienerin hätte wenden sollen, da, wie einer der Gründe der Ablehnung hieß, andere Mittel da sind, um Auswüchse zu verhindern und überhaupt so wenige Fälle jetzt noch in der Verwaltung da sind, daß sich erübrigt, ein Gesetz zu schaffen. Der Kantonsrat hat dem zugestimmt. Wir befinden uns mit diesem Entscheid in gleicher Linie, wie auch in andern Ländern vorgegangen wird. — So hören wir von einer Bestimmung in

Polen:

PM. Vor kurzem beschloß der polnische Senat die Aufhebung der gesetzlichen Vorschrift, nach der in der Woiwodschaft Schlesien Lehrerinnen an den öffentlichen Schulen bei ihrer Verheiratung aus dem Dienst ausscheiden mußten. Damit wurde in Polen für verheiratete Frauen die letzte gesetzliche Beschränkung für bezahlte Arbeit aufgehoben.

Zur Rationalisierung der hauswirtschaftlichen Arbeit.

An den großen internationalen Kongressen, die von Zeit zu Zeit stattfinden, um das wissenschaftliche Studium und die Organisation der Arbeit zu besprechen, spielt immer auch die Frage eine Rolle, wie weit sich die hauswirtschaftliche Arbeit rationalisieren läßt, d. h. wie weit man immer mehr und immer besser verstehen werde, mit möglichst geringem Aufwand an Arbeitskraft und Zeit eine möglichst hohe Arbeitsleistung herauszubringen. In der Schweiz gibt sich mit diesen Aufgaben insbesondere auch Fräulein Yolande van Muyden, Genf, ab, die auf Grund eingehender Studien zurzeit eine Zusammenstellung von Gedankengängen über Rationalisierung veröffentlichte.

Die Arbeit wurde unternommen im Hinblick auf einen für September 1938 in Washington vorgesehenen Kongreß. In der Zeitschrift „Organisation et Rendement", dem Organ der „Commission Romande de Rationalisation" schreibt sie, daß unser Land sich häufig mit diesen Fragen beschäftigt, die in erster Linie alle Hausfrauen angehen, daß aber am letzten Kongreß in London die Schweiz keinerlei Rapport abgegeben hätte. Man hörte Frankreich, Deutschland, Großbritannien, U. S. A., Holland, Tschecho-

Wollen Sie auch während der grössten Hitze leistungsfähig bleiben, dann . . . Ovomaltine-kalt.

Schüttelbecher nebst Gebrauchsanweisung zum Preise von Fr. 1.- überall erhältlich, ebenso Ovomaltine in Büchsen zu Fr. 2.- und Fr. 3.60.

Dr. A. Wander A. G., Bern

silbernen Scheibe des Mondes, sie abwechselnd verdeckend und entblößend, so daß ein wilderregtes Mienenspiel daraus entstand; die Lappeln zu beiden Seiten des Weges bogen sich im heißen Nachtsturm; aus dem Zelttager, das immer weiter hinter uns versank, kam Löwengebrüll auf Wind getragen.

„Er könnte ihn manchmal treffen, wenn er es noch so sehr wollte, glaube mir!" sagte Drakon, das ist das Ungeheure! Wir werden es nie begreifen! Ich will Dir eine Geschichte erzählen — Du wirst sie nicht verstehen — ich selber werde sie nie verstehen, wiewohl ich nie aufhören kann, darüber nachzudenken. Denn es ist eine Geistergeschichte; eine Geschichte, die von den Heimlichkeiten zwischen Mensch und Gottheit handelt.

„Ich reiste vor langer Zeit mit einer Zirkusgesellschaft. Du weißt, dort ist meine Welt. Nicht als ob die Zirkusleute bessere Menschen wären als wir andern! Aber sie sind lebendiger! Glaube mir! Wer sich eine Maske vorhält, der trägt auch ein Gesicht darunter, sonst hätte es ja keinen Sinn! Und wieviel ehrlicher ist diese Maske aus weißem Kalk als der zehnmal umgebogene Blick, mit dem wir unseren Mitmenschen „offen" ansehen! Ach, das sind Binsenwahrheiten! Laß mich nicht von den Dingen sprechen, damit ich sie nicht fälsche: laß mich Dir vielmehr die Dinge sichtbar machen und sie werden von selber reden.

Unsere Truppe war aus allerlei Menschzeug zusammengeflickt. Ich brauche für meine Geschichte nur drei davon — und vielleicht noch den riesigen Elefanten, der sich sozusagen im Hintergrund der Knappen, furchtbar spannenden Handlung, sterbend wälzte. Der erste von den dreien war ein Mongole mit langem Zopf! Denke an den heute abend. — Er war es nicht, aber er könnte es ebensogut gewesen sein, und es ist seine Geschichte, auch wenn sie für ihn ewig im Ungeschehenen bleibt. — Er lebte mit einer europäischen Frau. Sie hatte eine sehr weiße Haut, war gutmütig und sicher auch treu — bis auf ein einziges Mal. Er liebte sie vielleicht — jedenfalls betrachtete er sie als sein ausschließliches Eigentum. Sie ist die zweite Figur. Die dritte war ein noch junger Mensch, auch Europäer. Er half dem Fakir bei seinen Vorführungen, wie Du es heute von dem zweiten Mongolen gesehen hast: er reichte ihm das Beil, die Krummsäbel und Dolche; aber was er vor allen Dingen tat und um dessentwillen er einzig und allein mit der Truppe lebte und umherzog, war dieses: er stellte sich Abend für Abend vor das Brett. Er sah den Mongolen das Dolchhündel mechanisch in der einen Hand wiegen, sah ihn Abend für Abend sekundenlang die Augen verdrehen und eindrücken und dann auf sein eigenes Gesicht besten mit einem völlig verwandelten, sangenden, ganz unpersönlichen Ausdruck — und gleich darauf zischten in rasender Folge sechs blitzende Messer um seinen Kopf, und eine augenblickliche Kühle von bewegter Luft und kaltem Eisen streifte seine Gesichtshaut.

Eines Tages stahl dieser junge Mensch dem Mongolen die Frau. Es geschah ohne vorbereitete Absicht, auch ohne wirkliche Notwendigkeit ganz zufällig und einmalig. Aber der Mongole wußte es noch am selben Tag; der junge Mensch fühlte sich erraten, und die Frau, vor Angst halb wahnsinnig, versteckte sich vor einer Begegnung mit ihrem Herrn in den Raubtierzelten.

Es gab an diesem Mittag nichts Warmes zu essen. die Haushaltung in dem Reisekarren war in Unordnung geraten, die Frau nirgends zu finden. Der junge Mensch stellte einen Rest kalter Speisen auf den Tisch zwischen sich und dem schweigenden Fakir. Er fürchtete sich nicht, aber er hatte weiße Lippen — vor furchtbarer Spannung und auch weil ihm der Mongole leid tat — obgleich wahrhaftig nichts Mitleiderregendes an diesem zu sehen war, vielmehr lauerten in seiner fürchterlichen Ruhe alle Schrecknisse.

Ein heißer Wind quälte Mensch und Vieh an diesem Tag. Unser größter Elephant, das wertvollste Stück unserer Truppe, war krank, und unerträglich dröhnte immerwährend sein Schmerzgebrüll in unseren Ohren. Im ganzen Zeltlager herrschte Aufregung; alles drängte sich um das gepeinigte Tier. Von drei Aerzten ließ einer noch einen Rest Hoffnung, darum zögerte man mit dem Abtun; denn natürlich handelte es sich um einen schweren Verlust für die Truppe. Als es Abend wurde und das Brüllen nicht nachließ, bekam der Elephant Morphium, damit die Vorstellung nicht gestört würde.

Diese Vorstellung! Ich vergesse sie nicht! Was würde geschehen? Die drei wußten es genau. Warf nicht zum Schluß seiner Nummer der Mongole sechs Messer, die den Kopf seines Todfeindes festnagelten, ohne ihn zu verletzen? Konnte nicht eines jener sechs Messer um eines Fingers Breite zu nahe einschlagen — in die Schläfe, in den Hals oder mitten in die Stirne? O ja, daran dachte der Mongole. Auch der junge Mensch dachte daran, und die Frau strich um den still gewordenen Elephantenberg und erstickte an ihrer Angst.

Der Anfangstusch wurde geblasen; Ponies und Clowns purzelten in die Arena. Das Publikum war festlich gestimmt; die Artisten schienen bei bester Laune. Der Elephant war stumm geworden; wir alle hatten ihn vergessen. Ich sah den Mongolen ruhig an einen Pfosten gelehnt, sein Auftreten erwartend, während die Tiere und andern Artisten an ihm vorbei kamen und gingen.

Dann war der Augenblick da, wo der junge Mensch sich mit weißen Lippen vor das Brett stellte. Der riesenrunde, dunstgrisimmernde Raum schaukelte wie Meereswogen vor seinen Blicken auf und nieder; die Ohren waren ihm mit einem heißen Pfropfen zugestopft; sein Körper war naß und kalt. Er sah den Mongolen sich ihm gegenüber aufstellen. Er sah ihn das blitzende Bündel wiegen. sah ihn die Augen schrecklich verdrehen und sekundenlang schließen.

Und zischend kam das erste Messer geflogen. — Das zweite: er fühlte eine kalte Stelle rechts am Halse — Blut tropfte — es wurde gelb und schwarz in seinem Gehirn. — Das Dritte: es donnerte. Nein der Elephant... Vier, fünf, sechs — — Ruhe, Bewußtsein, Händeklatschen, Menschenstimmen. Ein Zirkusdiener befreite ihn aus dem Eisengitter, wie gewöhnlich, indem er die Messer einzeln aus dem Brett herauszog.

Sein erster Griff tastete an den Hals: farbloser, kalter Schweiß. Unversehrt. Der Mongole war fort.

Der junge Mensch ging schwer wie ein Betrunkener aus der Arena durch den Vorhang ab. Draußen sagte man ihm, daß der Elephant eben krepiert sei. Er ging hin und fand ihn merkwürdigerweise ganz allein, auf der Seite liegend, mit aufgedunsenem Leib. Er setzte sich auf eine Futterkiste und starrte auf das tote Tier. Manchmal betastete er die Stelle an seinen Hals.

Als er später zu seinem Wagen zurückkehrt, sah er an einem Balken der Zeltwand den Mongolen an seinem Zopf aufgehüpft. Er war schon kalt.

— — — — — —

Wir werden diese Geschichte nie begreifen, nicht ich — nicht Du. Denn es ist eine Geistergeschichte — eine Geschichte, die von den Heimlichkeiten zwischen Mensch und Gottheit handelt."

slowakei, die skandinavischen Länder etc. mit interessanten Ausführungen, sowohl aus dem Gebiete der rationellen Ernährung, wie der Technisierung und Organisation hauswirtschaftlicher Arbeit zu Stadt und Land. Diese Lücke sollte am nächsten Kongreß nicht mehr entstehen.

Die schweizerische „Commission Romande de Rationalisation" hat nun an viele in Frage kommenden fachverständigen Persönlichkeiten und Instanzen eine dringende Umfrage erlassen, deren Beantwortung, wie man hofft, so ausfällt, daß das Material zusammengefaßt werden kann und daß in dieser Zusammenfassung dann das Bild der schweizerischen Verhältnisse auf diesem Gebiete sich klar abhebe. Dann sollte es nicht schwer sein, an der internationalen Konferenz in dem Reigen der Berichte auch ein Zeugnis schweizerischen Schaffens einzufügen. Die eidgen. Materialprüfungsanstalt der E. T. H. hat durch Versendung des Fragebogens ihre Mitarbeit dokumentiert. Aus der Umfrage sei folgende Zusammenstellung bekannt gegeben:

Themata, die für evt. Behandlung in schweizerischen Rapport in Frage kämen:

a) rationelle Hauswirtschaft in der städtischen Küche.
b) rationelle Hauswirtschaft in der ländlichen Küche.
c) rationelle Hauswirtschaft in der Wäscherei, bei städtischen Verhältnissen.
d) bei ländlichen Verhältnissen;
e) Rationalisierungsfragen im Kinderzimmer;
f) Normalisierung hauswirtschaftlicher Geräte;
g) Studien zur Vermeidung unnötigen Kraftverbrauchs;
h) Anwendung der motorischen Kräfte im Haushalt;
i) Haushaltlehre;
j) Lohnfrage: Möglichkeiten der Ermutigung: Prämien, weitere Anregungen etc.
k) Anstellungsbedingungen im Vergleich zu denjenigen der industriellen Arbeiterin (Arbeitszeit, übrige Arbeitsverhältnisse, Krankenversicherung, Mutterschafts- und Altersversicherung;
l) Wie können der Hausangestellten die Vorteile der Arbeitsgesetzgebung, die andere Berufskategorien genießen, auch zukommen?
m) Die Freizeit-Beschäftigung der Hausangestellten;
n) Die Freizeit-Beschäftigung der Hausfrau;
o) Wie sollen im Budget der Familie die wichtigen Ausgaben von Zeit und Energie, gewidmet hauswirtschaftlicher Arbeit, gebucht werden (Die Wichtigkeit der in hauswirtschaftlicher Arbeit verausgabten Zeit und Energie, und der Platz dieser Ausgaben im Familienbudget);
p) Zeit und Energie angewandt in hauswirtschaftlicher Arbeit als wichtiger Faktor der nationalen Volkswirtschaft, u. a. m.

Vom Wirken unserer Vereine

100 Jahre Frauenverein Winterthur.

Ein freundliches Zusammentreffen will es, daß in Winterthur dieses Jahr gleich zwei große Frauenverbände, die in erfolgreichem, sozialem Wirken um Volkswohlfahrt sich verdient gemacht haben, Jubiläen feiern können: so der Frauenbund kürzlich sein 50jähriges Bestehen und nun der Frauenverein sein hundertjähriges. Eine festliche Zusammenkunft vereinigte über 350 Personen, die sich eingefunden hatten, um dem ehrwürdig-alten, aber immer noch jugendlich frischen und tätigen Geburtstagskind Gratulationen und Glückwünsche darzubringen. Behörden, befreundete Vereine, Mitglieder und sogar die für den Frauenverein arbeitenden Heimarbeiterinnen hatten sich versammelt zum fröhlichen Fest. — Aus der Reihe der gediegenen Programmnummern sei raumeshalber nur das Bühnen-Festspiel, verfaßt von Frau El. Studer-v. Goumoens, erwähnt, das mit großer Begeisterung aufgenommen war, skizziert es doch in vier Bildern die wichtigsten Episoden aus der Vereinstätigkeit und zeichnet sich vor allem durch witziges und träfes Wortspiel aus. — Aus der Geschichte des Vereins ist zusammenfassend folgendes zu erwähnen: Durch die politisch unruhigen Zeiten um das Jahr 1838 bedingt, ward auch das wirtschaftliche Leben erschwert. Um dem vielen Elend ein wenig zu steuern, beschlossen einige Winterthurerinnen, vor allem Frau Reinhart-Studer und Frau Sulzberger-Orell einen Verein zu gründen mit dem Zweck, bedürftigen Frauen Arbeit zu schaffen. So wählte der neu gegründete Frauenverein für die Dauer eines Jahres eine Direktion von 7 Frauen, die sich in die vielfachen Pflichten und Geschäfte zu teilen hatten. Mit einem Anfangskapital von 250 Gulden begann die Tätigkeit, doch ergab eine Sammlung die schöne Summe von 600 Gulden. Bald entwickelte sich reges Leben in der Fergg-stube, manches in Heimarbeit gesponnene und gewobene Stück ging durch die Hände der wackeren Frauen, mancher Gulden wanderte in die Tasche einer armen bedürftigen Frau. Wenn aber Spinnen und Weben anfänglich die Hauptbeschäftigungen bildeten, so mußte mit dem Wandel der Wirtschaft auf Nähen und Stricken umgestellt werden. 1883 hält auch die Nähmaschine ihren Einzug. Bald wurde das alte Lokal zu eng und so wechselte man drei Mal bis man im Jahre 1919 im geräumigen hellen Ladenlokal des „Kirschbaumes" (Haus der Frauenzentrale Winterthur) einen den Zwecken entsprechenden Raum gefunden hatte. Der deutsch-französische Krieg mit seinen wirtschaftlichen Auswirkungen, vor allem aber der Weltkrieg stellte an Vorstand und Mitglieder unglaublich erscheinende Anforderungen. Mit andern Frauenverbänden zur „Frauenhilfe" zusammengeschlossen, bewährte sich die Institution des Frauenvereins, bewährten sich Erfahrung und Organisationstalent der Leiterinnen: 10,000 Paar Socken, 3000 Waschbeutel, 4600 Paar Unterhosen, 11,000 Hemden, das sind einige wenige Zahlen, die uns eine kleine Vorstellung geben können, welche Unsumme von Arbeit und Opferwillen in den vier harten Kriegsjahren in Winterthur im Rahmen des Vereins aufgebracht worden ist. — Auch heute arbeiten Vorstand und Heimarbeiterinnen — trotz manchem hartem Problem. Auch ihnen setzen Warenhauspreise, Krisenzeiten etc. etc. zu, doch ist der Vorstand stets bemüht, durch einwandfreie Arbeit der Arbeiterinnen und durch solides Material seine Kundschaft zu erhalten und damit seinem eigentlichen Zwecke immer wieder gerecht zu werden.

Auch das „Schweizer Frauenblatt" schließt sich der langen Reihe der Gratulanten an und wünscht für das zweite Jahrhundert erfolgreiches Blühen und Gedeihen, — zum Wohle des Ganzen! cf.

Von Kursen und Tagungen

Internationales Komitee Sozialer Schulen
Ferienkurs in Zürich (25.-30. Aug.)
und Tagung in Genf (1. und 2. Sept.)

Kursthema: Hilfe für körperlich und geistig Gebrechliche, mit besonderer Berücksichtigung der Kinder und Jugendlichen.

Aus dem Programm:

25. Aug., 10.15 Uhr: Eröffnung (Soz. Frauenschule Zürich, Schanzengraben 29). Tagesthema: Hilfe für Krüppelhafte und Invalide. Vorträge, Besichtigungen.
26. Aug., ab 9.15 Uhr: Hilfe für Blinde, Sehschwache, Taubstumme und Schwerhörige. Vorträge und Besichtigungen. Abends Ausflug auf die Halbinsel Au.
27. Aug., ab 9.15 Uhr: Hilfe für Epileptische und Geistesschwache. Vorträge und Besichtigungen.
28. Aug.: Sonntagsausflug auf die Rigi.
29. und 30. Aug., ab 9.15 Uhr: Hilfe für Schwererziehbare und Psychopathen. Vorträge und Besichtigungen.

Für nähere Auskunft, ausführliche Programme über die Zürcher und Genfer Tagungen, sowie für Anmeldungen: Kursbureau, Soz. Frauenschule, Zürich, Schanzengraben 29, Telephon 38.431. Nur Angemeldete haben Zutritt, auch zum Besuch einzelner Tage und Referate wird Anmeldung erwartet.

Versammlungs-Anzeiger

St. Gallen: Damen-Automobilklub, 12. Juli, kleine Abend-Ausfahrt nach Rorschach und Vorbesprechung der Geschicklichkeitsfahrt.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22.608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant P 6166 T
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen

Jongny sur Vevey 2039
Ecole nouvelle ménagère
Hauswirtschaft. Sprachen. Staatliches Sprachexamen. Ferienkurse. Sport. Dir.: Mme Anderfuhren.

Phosfarine Pestalozzi
BESTE Kindernahrung, gibt starke Knochen, gesunde Zähne! Stärkendes Frühstück, leicht verdaulich für Rekonvaleszenten, Blutarme, schwerverdauende Personen. Die 500 Gr.-Büchse Fr. 2.25. **Kauft Pestalozzi!**
L 732 3 P

Heim am Zürichsee
Dame oder Herr, auch pflegebedürftig, findet in klein. Heim an schönster Lage freundliche Aufnahme für kürzere od. längere Zeit. Auf Wunsch Privatpflege.
Anfragen an Frl. **F. Boßhardt,** Rosenheim, **Herrliberg.**

MONTANA
Ferien und Kur
im heimeligen „Chalet de la Forêt", Tel. 8. Fließendes Wasser. Auf Wunsch Diät. Frl. L. Meyer.

P 6523 Z
Salat
mit dem feinen, milden
Obstessig
In Leihfässern zu 35 Rp. per Liter franko
Mosterei Zweifel Hongg
Telephon 67.021

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, LaChaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

Republik der Käufer .....

ja, das ist unser wirtschaftspolitisches Ideal: **Dirigierung der Wirtschaft von unten herauf** durch den Käufer, wie die Politik von unten herauf durch den Wähler dirigiert wird!

Die Wahrheit ist im Marsch, auch die Konsumgenossenschaften schließen sich dieser Auffassung an.

Das Stimmrecht des Käufers besteht **nicht** in Form eines Stimmzettels, sondern alle Tage gehen die Frauen stimmen mit ihrem Portemonnaie, und wem sie ihre Stimme geben, der hat eben recht und der kommt vorwärts.

Bekanntlich schaut die Frau heute nicht nur auf den Preis, sondern ebensosehr auf Qualität, Frische und Bekömmlichkeit. In den letzten Jahren aber wird immer deutlicher noch mehr verlangt vom direkten Lieferanten der Frau: Derjenige, der sich ausweisen kann, daß er gegenüber der Gesamtwirtschaft — Arbeitnehmer, Lieferanten, Produzenten, insbesondere landwirtschaftliche — richtig handelt, gewinnt an „Stimmkraft". Es fängt an zu rentieren, richtig und sozial zu handeln, der Käufer fängt an, seine Lieferanten zu erziehen: mit der **Rute** (das heißt Meidung seines Angebots) und mit den **Zückerchen** (das heißt dem Vorzug, den er ihm gibt).

Was verlangen wir von den obersten Verwaltern der Republik der Käufer:

1. Treue Verwaltung der anvertrauten Konsumentenfranken — sorgsames Wachen darüber, daß diese ans rechte Ort gelangen, an den Unternehmer — nicht zu wenig, nicht zu viel — an den Arbeitnehmer usw.
2. Für jeden Franken den vollen **Material-** (nicht Phantasie-)Wert bei normalem Handelsentgelt.
3. Förderung allgemeiner Ziele und Rücksichtsnahme auf die nationale Produktion — Förderung des Exportes durch den notwendigen Import — Förderung der Volksgesundheit durch Empfehlung und Verkauf entsprechender Waren — Forschung auf diesem Gebiet.
4. Ueberzeugtes Eintreten für die nichtorganisierten Verbraucher — auch da, wo Verfolgung und Benachteiligung durch Verband und Staat droht.
5. Unabhängigkeit von den Großen der Wirtschaft ausschließliches Sichstützen auf die Bürger, Konsumenten.

Es lebe die freie Republik der Käufer — es lebe die Aufklärung und es lebe die Hausfrau, die weiß, wo sie Tag für Tag ihren Stimmzettel abzugeben hat!

Rahm

Endlich, nach wohl 8jährigem Kampfe, hat sich in Milchverbandskreisen die Ansicht offiziell Geltung verschafft, daß der **Rahm-Verbrauch** durch Preisverbilligung, namentlich durch eine vernünftige Handelsspanne, gewaltig **gefördert** werden könne.

Rahm ist das edelste Milchfett-Produkt; Frischbutter und erst recht eingesottene Butter stellen durch die Weiterverarbeitung schon geringere **Geschmacks- und Gebrauchswerte** dar. Rahm ist zum Kochen, Backen und Braten häufig geschmacklich und wirtschaftlich der Frischbutter und dem Butterfett vorzuziehen. Er gehört unbedingt in vermehrtem Maße in die **Küche.** Es sei auch besonders noch auf den sauren Rahm hingewiesen, der ganz besondere Koch- Brat- und Backeigenschaften haben soll.

Auf dem **Tisch** ist Rahm vergleichbar dem Reibkäse — ein unschätzbarer Qualitätsverbesserer. Fast jedes warme Getränk kann mit Rahmzusatz veredelt werden. Aber auch für viele Früchte und warm und kalt servierte Kompotte gibt es keinen wertvolleren Zusatz als Rahm.

Bei alledem ist der **Rahm-Konsum** immer noch verschwindend im Vergleich mit dem **Butter-Konsum.** Das ist ein Beweis dafür, wie

routinengebunden und (höfliche Entschuldigung!) wenig initiativ viele Hausfrauen noch sind.

Welch wertvolle Waffe ist **Rahm** in der Behauptung und Erweiterung sozusagen der

fraulichen Hausmacht

im engeren und weiteren Familienkreise! Wir dürften ja nicht so sehr schwärmen, wenn wir den Rahm nicht so sehr verbilligt hätten, obwohl er heute noch nicht übertrieben billig ist.

Wir dürfen vielleicht etwas aus der Schule schwatzen: Wir bringen nächstens eine Diät-Butter mit etwa 30 Prozent Butterfettgehalt heraus bei außergewöhnlichem Nähr- und Geschmackswert. Selbstverständlich ein 100prozentiges, wertvollstes Milchprodukt.

Wir forschen weiter!

Die glückliche Geburt unseres Jüngsten, ein gesunder Knabe .....

Nach langen Versuchen, unter Zuhilfenahme der modernsten Technik (Fruchtsaft - Konzentration durch Kälte), ist es gelungen, den

Kea-Joghurt
(Glyco-Pepto-Joghurt mit natürlichem Fruchtgeschmack)

herauszubringen:

Ein richtiges „Hämpfeli" Himbeeren

ist im Joghurtglas in Form des konzentrierten, wohlverstanden **unvergorenen** und **nicht erhitzten** Himbeersaftes.

Weshalb ist diese Erfindung epochenmachend? Ganz einfach: Viele Leute, namentlich auch Kinder, ertragen den milchigen Geschmack des Joghurts nicht, sie können ihn deshalb nicht nehmen. Jetzt ist es aber gelungen, den

unbeschreiblich feinen Geschmack der natürlichen Himbeere

ins Glas zu bannen und damit im Geschmack ein köstliches Zwischending zwischen einer Himbeer-Glace und einem Joghurt zu schaffen.

200 000 Glas Joghurt allein im Juni

verkauften wir im Rayon Zürich.

Das ist aber zu wenig!

Jede Familie sollte diese gesündeste, erfrischendste und köstlichste Nahrung insbesondere **im Sommer** genießen.

Gute Gesundheit geht halt doch über alles, und ein natürliches Jahrtausende altes Mittel, wie z. B. unser Joghurt, der den Streptokokus Lacticus und den Bulgaricus in Reinkultur enthält, ist eines der bewährtesten um

100 Jahre alt zu werden.

Die Zauberformel, die zu den 200,000 Gläsern monatlich geführt hat, lautete

15 Rappen statt einst **45**

und dafür eine bessere Qualität, d. h. Konsistenz.

Wer hilft uns, Zürich mit 400,000 Gläsern Joghurt im Monat zu beglücken?

Wir forschen weiter!

Ja, da hat ein höchster Magistrat in Bern vor kurzer Zeit den wortwörtlichen Ausspruch getan: „Bei diesen Leuten müsse man durch alljährlichen Aderlaß durch Blutabzapfung der Vollblütigkeit steuern!" Er war ehrlich, er sprach nicht vom Fett abschneiden, sondern offen vom Blut — d. h. Kraft — abzapfen! — nämlich so etwa 45 Millionen Steuerabgabe in 16 Jahren für die Migros mit ihrer 1 Million Kapital. Jawohl, wir wollen unser Geld, soweit es überhaupt reicht, zu allgemeinen Zwecken verwenden, aber es nicht dem Bund zum Verdummen geben. Nein, nein, ihr Herren von Bern — es wird nicht gelingen, uns zu verhindern, Wege zu weisen, dem Volk die Augen aufzumachen und die Politik zum Vorwärtsmachen zu zwingen und das Kapital, etwas zu leisten!

NEU! NEU!
„KEA"-Joghurt 250 g-Glas **25** Rp.
(Glyco-Pepto-Joghurt mit natürlichem Fruchtgeschmack — Himbeersaft im KEA-Kalteverfahren — gewonnen) Depot 25 Rp. extra.

Joghurt — aber nur den unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle hergestellten „Glyco-Pepto"-Joghurt.
nature (Depot 10 Rp. extra) 200 g-Glas **15** Rp.
mit Aroma (Vanille, Citron, Himbeer, Orange, Erdbeer, Johannisbeer)
(Depot 25 Rp. extra) 250 g-Glas 25 Rp.

Orangensaft, — Tafelgetränk
Reiner, erstklassiger Orangen-Preßsaft, gezuckert, mit Zitronen und schwach kohlensäurehaltigem Wasser vermischt.
Keine künstlichen Aroma-Zusätze! per Liter **35,7** Rp.
(große Flasche 25 Rp., Depot 25 Rp. extra)

Traubensaft unvergoren, weiß und rot mit Kronkorkverschluß, große Fl. **75** Rp!
(Depot 25 Rp. extra)

Süßmost, reiner Apfelsaft, große Flasche, mit Kronkorkverschluß **30** Rp.
(Depot 25 Rp. extra)

„KEA" (Kalt eingedickter Apfelsaft)
Das hochwertige, naturreine Qualitäts-Apfelkonzentrat per ½ kg **98** Rp.
(510 g-Flasche Fr. 1.—, Depot 50 Rp.)
5—6 mal mit Wasser oder Syphon verdünnt ergibt 3 Liter Süßmost von nur 34 Rappen per Liter!
„Kea" ist auch im Anbruch lange haltbar

„Rami" — Tafelgetränk, milchsäurehaltige Limonade mit Orangenaroma
(Depot 25 Rp. extra) große Flasche **20** Rp.

Salzbretzeli ff, per 100 g **45,4** Rp.
(Beutel à 30 Bretzeli 110 g 50 Rp.)

Bestellungen für
Ferien-Sendungen
werden an allen Verkaufswagen und in den Verkaufsmagazinen entgegengenommen und prompt ausgeführt!